

Der kleine Bund

«Das Problem sind nicht die Freier»

Sachbuch zu Sexarbeit Das Buch «Ich bin Sexarbeiterin» porträtiert Menschen, die einen stigmatisierten Beruf ausüben. Christa Ammann von der Berner Fachstelle Xenia erklärt, was dieses gesellschaftliche Unbehagen bei den Sexarbeiterinnen auslöst.

Regula Fuchs

Das Buch «Ich bin Sexarbeiterin» beleuchtet die Hintergründe eines Gewerbes, das kaum jemand wirklich kennt.

Warum braucht es dieses Buch? Über Sexarbeiterinnen wird viel gesprochen und geschrieben, sie selber kommen aber kaum je zu Wort. Das wollten wir ändern. Ich freue mich sehr, dass ein paar von ihnen es gewagt haben, sich so offen zu zeigen. Trotz der Diskriminierung, trotz dem Stigma, das der Sexarbeit anhaftet.

Das Buch zeigt: Es gibt ganz individuelle Gründe, warum jemand Sexarbeit macht, und längst nicht jede Sexarbeiterin ist ein Opfer von Not oder Gewalt. Sind dies die häufigsten Missverständnisse über Sexarbeit?

Es geht weniger um Missverständnisse als vielmehr um Projektionen. Eine davon ist, dass alle, die in diesem Beruf tätig sind, Opfer seien. Dass man sie retten müsse, weil sie selber das nicht tun können. Und dass es an uns, der Gesellschaft sei, sie zu schützen. Das ist eine bevormun-



Christa Ammann
Leiterin von Xenia, der Berner Fachstelle Sexarbeit, die Mitherausgeberin des Buches ist.

dende, sehr mittelständische Aussenperspektive, die weniger mit der Sexarbeit an sich, sondern viel mit dem eigenen, ganz persönlichen Verhältnis zu Sexualität und Geschlechterfragen zu tun hat.

Aber es sind doch tatsächlich viele vulnerable Personen in der Sexarbeit tätig. Und dies oft aus einer ökonomischen Zwangslage heraus.

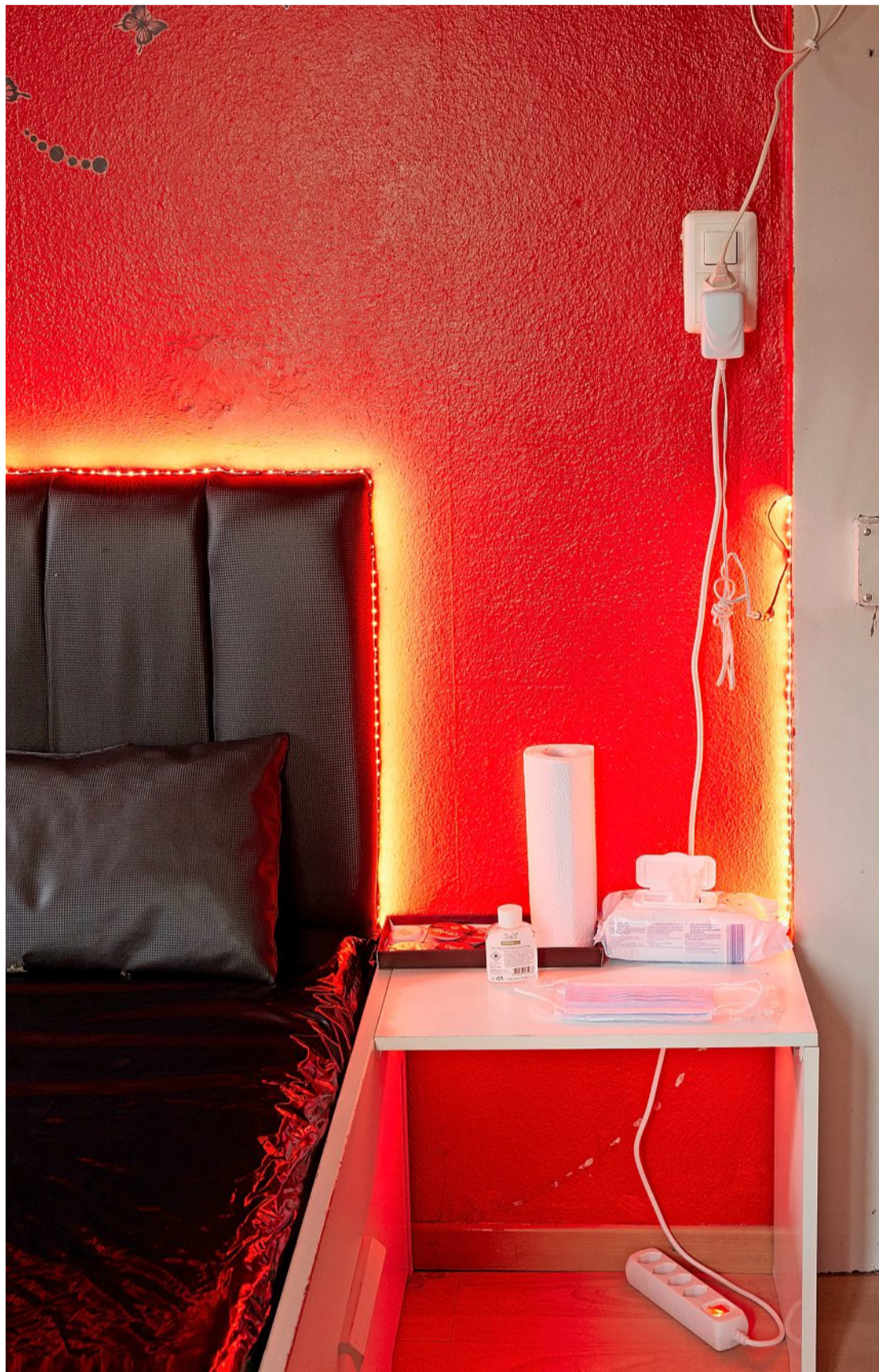
Ja, es ist eine prekäre Arbeit. Aber bei keiner anderen prekären Arbeit – der Landwirtschaft etwa oder der Care-Arbeit – wird die Frage so nachdrücklich gestellt, ob eine Person sie freiwillig macht.

Mit welchen Anliegen kommen die Sexarbeiterinnen zur Fachstelle Xenia?

Meistens geht es um Unterstützung bei behördlichen Fragestellungen, also bei Arbeitsbewilligungen, Steuern, Krankenkasse. Kurz, wir helfen bei all dem, was jemand berücksichtigen muss, um im Kanton Bern legal arbeiten zu können.

Da durchzublicken, ist offensichtlich nicht ganz einfach.

Es ist unglaublich kompliziert. Schon nur die Frage, wo man arbeiten darf: Das ist kommunal durch die Bauordnung geregelt. Es spielt also eine Rolle, ob das Haus, in dem jemand tätig ist, beispielsweise auf Berner oder Ostermündiger Boden steht. Die Stadt Bern ist sehr streng, wenn es um den Schutz von Wohnraum geht. In Biel andererseits darf man überall wohnen und arbeiten. Da braucht es von unserer Seite viel Vermittlungs-



Stilles Gewerbe: Die Bernerin Yoshiko Kusano hat für das Buch Bordelle fotografiert. Foto: Yoshiko Kusano

arbeit – auch, weil die Angst vor Diskriminierung durch Behörden leider zum Teil berechtigt ist. Stellen Sie sich vor, eine Sexarbeiterin wohnt in einer kleineren Gemeinde und will dort arbeiten. Da ruft sie besser nicht selber an, sonst ist sie gleich zwangs-geoutet. Was dann womöglich zum Problem wird, wenn ihr Kind auch dort zur Schule geht.

Behutsame Einblicke ins Milieu

Zum Beispiel Adrienn aus Ungarn: Weil sie in ihrer Heimat keinen Job findet und ihre Kinder ernähren muss, kommt sie jeweils für drei Monate in die Schweiz und arbeitet auf dem Strichplatz in Zürich. Ihrer Familie erzählt sie, sie habe einen Putzjob. Oder Lady Kate: Sie stammt aus einer guten Familie und sagt, die Arbeit im Bordell habe ihr geholfen, mit ihrem Körper ins Reine zu kommen. Jetzt ist sie freischaffend, auch als Domina, und baut sich nebenbei

Sollte es unser gesellschaftliches Ziel sein, dass eine Sexarbeiterin am Elternabend in der Schule von ihrem Beruf erzählen kann?

Ja, wenn sie das will, sollte sie das angstfrei tun können. Gerade in längeren Beratungen sehen wir, dass es eine grosse Belastung ist, jahrelang ein Lügenkonstrukt aufrechterhalten zu müssen. Das laugt psychisch aus.

Darum ist Sexarbeit auch für jene, die diesen Job nicht aus einer ökonomischen Not heraus machen, eine Belastung.

Ja. Kommt dazu, dass man Menschen extrem nahe an sich heranlässt, sowohl physisch wie auch psychisch. Das ist sehr anstrengend, insbesondere, wenn es nicht möglich ist, am Feierabend seine Erfahrungen mit dem Umfeld zu teilen.

Sexarbeit führen, und wie unterschiedlich die Frauen und Männer ihre Tätigkeit wahrnehmen. Flankiert sind die Porträts mit Texten zur rechtlichen Situation, zu Freiern oder zum Thema Sexarbeit und Rassismus.

Ziel des Buches ist die Entstigmatisierung eines in der Schweiz legal ausgeübten Berufs – älteren Schätzungen zufolge sind in der Schweiz zwischen 13'000 und 20'000 Menschen in der Sexarbeit tätig, überwiegend Frauen. (reg)

Es gibt im Buch Frauen, die sagen, Sexarbeit habe sie selbstermächtigt. Für eine ist es gar «der schönste Beruf der Welt». Begegnen Sie dieser Haltung oft?

Nein. Für die meisten, die zu uns kommen, ist Sexarbeit die beste Option unter nicht so guten. Trotzdem entscheiden sie sich bewusst dafür.

In einigen Ländern ist Sexarbeit gänzlich verboten, in anderen – etwa Schweden – ist der Kauf von sexuellen Dienstleistungen strafbar. Hierzulande ist Prostitution seit 1942 legal. Was halten Sie vom Schweizer Weg?

Die Legalität ist wahnsinnig wichtig. Sie ist die Grundlage, um sich überhaupt gegen Ausbeutung und für gute Arbeitsbedingungen einsetzen zu können. Wie allerdings die Sexarbeit geregelt ist – von Kanton zu Kanton oder von Ort zu Ort verschieden – schafft auch neue Abhängigkeiten und kann zur Folge haben, dass Sexarbeiterinnen nicht unter optimalen Bedingungen arbeiten können.

Wäre eine nationale Regulierung die Lösung?

Wesentlich wäre vor allem, dass Sexarbeit ganz nüchtern als Erwerbstätigkeit angesehen würde. Und dass man sich bemühen würde, jenen, die das wollen, eine Alternative anzubieten – in Form von Umschulungen etwa. Aber da gibt es sehr wenige Efforts.

In der Pflicht ist da aber nicht nur der Staat, sondern auch die Gesellschaft.

Sicher. Heute wird wohl kaum jemand, der bei einer Bewerbung in den Lebenslauf schreibt, er sei früher in der Sexarbeit tätig gewesen, eine Stelle bekommen.

Viele würden sich auch gegen ein Bordell im eigenen Wohnblock wehren.

Dabei sind sowohl Sexarbeiterinnen wie auch Freier extrem an Diskretion interessiert! Ich habe Bekannte, in deren Haus sich ein Etablissement befand, und die das jahrelang nicht bemerkt haben. In diesem Zusammenhang ist immer wieder von «ideellen Immissionen» die Rede. Aber spielt es eine Rolle, ob in der Wohnung nebenan für eine klassische Massage, für eine notarielle Beratung oder für Sex bezahlt wird? Da wären wir wieder bei den Projektionen und bei der Stigmatisierung. Jemand, der sich an einem Bordell in der Nachbarschaft stört, müsste sich vielleicht zuerst fragen, ob es objektive Gründe dafür gibt, oder ob das Problem bei ihm liegt.

In Frankreich sind Bordelle verboten; seit 2016 ist es auch der Kauf einer sexuellen Dienstleistung. Was beobachten Sie dort? Sexarbeit verschwindet durch Verbote nicht, sondern wird noch prekärer. In Frankreich sehen wir eine Zunahme von Übergriffen, von Nachfrage nach ungeschützten Praktiken und von Polizeigewalt.

Wer für ein Verbot von Prostitution sei, entmündige die Betrof-

fenen, heisst es im Buch. Aber gibt es nicht auch legitime Gründe, Sexarbeit verbieten oder regulieren zu wollen, etwa aus einer feministischen Perspektive heraus?

Ein Verbot ist für mich auch aus feministischer Sicht nicht die richtige Konsequenz. Wenn mir eine Sexarbeiterin sagt, der Job sei ihre Wahl gewesen, aber die Bedingungen seien nicht gut, dann stelle ich nicht ihre Wahl infrage, sondern helfe, die Bedingungen zu verbessern. Und nehme sie damit ernst. Wer die Sexarbeiterinnen zu Opfern macht, zementiert zudem das Bild der Frau, die passiv ist – auch beim Sex.

Aber es besteht meist ein Machtgefälle zwischen Kunde und Anbieterin.

Auf ein mögliches Machtgefälle ist ein Verbot nicht die Antwort. Immerhin entscheidet die Frau selber, was sie anbietet und unter welchen Bedingungen. Wenn nicht, müssen die Rahmenbedingungen verändert werden. Ein grosser Teil der Sexarbeiterinnen sagt, dass ihr Hauptproblem

«Jahrelang ein Lügenkonstrukt aufrechterhalten zu müssen, laugt psychisch aus.»

nicht die Freier seien. Sondern die Gesellschaft. Die Stigmatisierung hat nämlich auch den Effekt, dass sich Sexarbeiterinnen minderwertig fühlen. Dabei machen sie eine Arbeit, die nicht «bloss Sex» ist, sondern viele Fähigkeiten verlangt: Man muss sich auf ganz verschiedene Menschen einlassen können, rasch erfassen, was ein Kunde will, und die Dienstleistung muss so gut sein, dass er im Idealfall wiederkommt. Es sind Fähigkeiten, die man auch in anderen Jobs nutzen könnte.

Wie hat sich Corona auf die Sexarbeit ausgewirkt?

Die Nachfrage ist schweizweit massiv zurückgegangen. Damit geraten viele in grosse finanzielle Bedrängnis. Letzten Samstag hat der Kanton Bern die Schliessung von Erotikbetrieben mit einer Bewilligung nach Prostitutionsgewerbegesetz nun wieder aufgehoben, es gilt für sie neu die Sperrstunde und die Schliessung an Sonn- und Feiertagen. Dass die Etablissements im Kanton vorher wochenlang geschlossen waren, ist nicht leicht nachzuvollziehen. Sexarbeit ist – sofern die Schutzkonzepte berücksichtigt werden – eine körpernahe Dienstleistung wie etwa die Physiotherapie auch. Warum wurde das eine erlaubt, das andere verboten? Vielleicht war auch das Ausdruck der behördlichen Überforderung mit diesem Thema.

Appell «Sexarbeit ist Arbeit» (Hrsg.): Ich bin Sexarbeiterin. Porträts und Texte. Limmat-Verlag, Zürich 2020. 160 S., 32 Fr.